

Rezensionen

Beate Kraus

Rezension: Martina Löw, Raumsoziologie. Frankfurt a. M., Suhrkamp 2001, 309 S., DM 23,90.

Warum soll sich die Soziologie mit dem Raum beschäftigen? Das ist die Frage, die Martina Löw als Überschrift ihrer Einleitung zu diesem Buch formuliert, und diese Frage stellt sich auch die naive Leserin, für die der Raum etwas ganz Selbstverständliches, nicht weiter Hinterfragbares ist. Nimmt man aber das Buch in die Hand, blättert darin, schaut sich die Kapitelüberschriften an, so wird man schnell gefangen von der Argumentation der Autorin: Das Selbstverständliche des Raums und unserer Raumerfahrung verliert sich und wirft Fragen auf, die schwindlig machen können.

Ausgangs- und Anknüpfungspunkt der Überlegungen von Martina Löw ist die Beobachtung, daß sich im ausgehenden 20. Jahrhundert die Raumerfahrung der Menschen und die Wahrnehmung des Raums verändert hat, so daß Raum immer wieder als Problem thematisiert wird. Diese Veränderungen im Umgang mit Raum in der gesellschaftlichen Praxis wurden jedoch erst langsam und fragmentarisch von den Sozialwissenschaften zur Kenntnis genommen und aufgearbeitet. Mehr noch: Erst die Veränderungen lassen peu a' peu ein Bewußtsein vom Raum und von der Raumerfahrung entstehen, machen Raum von einem selbstverständlichen, völlig unhinterfragten Prinzip des menschlichen Lebens zu einem Gegenstand sozialwissenschaftlicher Reflexion. Dies läßt sich zunächst mit der Entwicklung der Soziologie selbst begründen: Erst in den letzten Jahren ist in

der Soziologie wieder thematisiert worden, daß die sozialen Akteure nicht nur „Geistwesen“ sind, die aus Normen und gegenseitigen Erwartungen soziales Handeln produzieren, sondern einen Körper haben. Bourdieu macht darauf mit seinem Habituskonzept nachdrücklich aufmerksam. Die Autorin geht in der Arbeit immer wieder auf die in der neueren Soziologie, vor allem im Kontext der Soziologie des Geschlechterverhältnisses, problematisierte Körpererfahrung ein. „Körper“ bedeutet jedoch zwingend, daß Raum und die Räumlichkeit sozialer Existenz zum Thema wird.

Martina Löw hat sich ein anspruchsvolles Programm vorgenommen: Sie will „Raum“ als soziologischen Grundbegriff entwickeln (S.12), genauer: eine Soziologie des Raumes „formulieren, die auf einem prozessualen Raumbegriff, der das *Wie* der Entstehung von Räumen erfaßt, aufbaut.“ (S.15) Der zu entwickelnde Raumbegriff soll die bisher – im Alltagsverständnis wie in der Soziologie – übliche Unterscheidung von zwei verschiedenen Realitäten, nämlich einerseits den sozialen, andererseits den materiellen Raum, überwinden. Erst mit einem solchen prozessualen Raumbegriff können, so die Autorin, „relationale Verflechtungen sozialer Güter und Menschen, die eine eigene Potentialität aufweisen,“ (S.13) untersucht werden.

Die Arbeit diskutiert zunächst die bisher in der Soziologie verwendeten Vorstellungen und Begriffe von Raum, wobei sowohl die theoretische wie die empirische Literatur berücksichtigt wird. In ihrem ersten inhaltlichen Kapitel (Kap. 2, Raumvorstellungen im Kontext) führt die Autorin die Unterscheidung zwischen einem „absolutistischen“ und einem „relativistischen“ Verständnis von Raum ein, eine Unterscheidung, die aus der Philosophie und aus der

Physik stammt. „Absolutistisch“ heißt in diesem Fall, daß zwischen Raum und Körpern unterschieden wird, Raum also als unabhängig vom Handeln gedacht wird – eine Konzeption, die Martina Löw als „Behälter-Raum“ charakterisiert. Dagegen meint „relativistisch“, daß Raum sich aus der Struktur der relativen Lagen der Körper ergibt, d.h. die Bewegung, die Aktivität der Körper (und damit das soziale Handeln) gehen in diese Vorstellung mit ein. Die Autorin zeigt, daß das soziologische Raumverständnis dieser Unterscheidung folgt, d.h. daß z.B. Soziologen wie Bourdieu und Elias eher mit der relativistischen Raumkonzeption arbeiten, während andere Autoren sich auf die absolutistische Raumkonzeption stützen. Im Anschluß daran erläutert Martina Löw die philosophischen und physikalischen Grundlagen dieser Unterscheidung, erfreulicherweise auch für philosophische und physikalische Laien durchaus verständlich. Man erhält gewissermaßen einen Schnellkurs zur Einführung in die Grundlagen unseres Raumverständnisses.

Bevor Martina Löw ihren eigenen relationalen Raumbegriff entwickelt, geht sie ausführlicher auf jene Veränderungen der Raumphänomene in der Moderne ein, die sie in der Einleitung nur kurz angedeutet hatte, um das neue Interesse an einer systematischen soziologischen Beschäftigung mit dem Raum zu begründen: die Erfahrung von verinselten Räumen in der modernen Kindheit, geschlechtsspezifisch unterschiedliche Raumerfahrungen in der Sozialisation, die neuen virtuellen Räume des Cyberspace und schließlich die Prozesse der Globalisierung und der Erfahrung von „*global cities*“ (Kap. 3). Die zuvor in der theoretischen Auseinandersetzung entwickelte Aussage, daß die Konstitution von Raum auch eine Sache sozialen Handelns ist, im eigentlichen Sinn eine Konstruktion, eine Syntheseleistung der sozialen Individuen, wird damit auch empirisch einsichtig gemacht.

Bei der Entwicklung ihres Raumbegriffs (Kap. 4) knüpft die Autorin an relativistische Raumvorstellungen an, d.h. sie setzt sich ab von der „Behälter“-Vorstellung. Sie

zeigt, daß Raum ein soziales Phänomen und ein prozeßhaftes Geschehen ist. Die Konstitution von Raum – dies ist die im Verlauf der Argumentation herausgearbeitete zentrale Fragestellung der Arbeit – vollzieht sich über Synthese und Spacing, also über symbolische Leistungen (Vorstellung, Wahrnehmung, Erinnerung) und materielle Leistungen (Plazierung von Gütern und Menschen am Ort). Der so entwickelte Raumbegriff wird mit einigen exemplarischen Analysen erprobt (Kap. 6): Es geht um gegenkulturelle Schulräume in einer Re-Analyse empirischer Untersuchungen, die vor allem die Arbeiten von Paul Willis, aber auch einige Studien aus der Bundesrepublik heranzieht; um geschlechtsspezifische Räume und um städtische Räume, wobei jeweils in erster Linie empirische Untersuchungen aus Deutschland das Material liefern. Es ist interessant, welche neuen Perspektiven sich bei diesen Re-Analysen auch sehr bekannter „Klassiker“ wie z.B. der Arbeiten von Paul Willis eröffnen.

In seinen sowohl theoretischen wie empirischen Bezügen ist das Buch eine runde Sache geworden. Auch wenn die Rezensentin in der Auseinandersetzung mit einzelnen Autoren teilweise anders argumentieren würde, z.B. in der Erörterung der Konzepte vom sozialen Feld und vom sozialen Raum bei Bourdieu so ist doch festzuhalten, daß Martina Löw mit ihrer Arbeit zur Soziologie des Raumes den soziologischen Horizont weiter, offener gemacht hat. Bemerkenswert und erfreulich ist, daß das Buch sprachlich ohne Schwulst und hochtönende Wissenschaftshuberei ist, sehr klar argumentiert und ein präzises, flüssiges Deutsch verwendet.

Ursula Rabe-Kleberg

Perspektive: Kind.

Rezension: Friederike Heinzel (Hrsg.): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. (=Kindheiten. 18). Juventa Verlag Weinheim und München 2000

Michael-Sebastian Honig, Andreas Lange, Hans Rudolf Leu (Hrsg.): Aus der Perspektive von Kindern? Zur Methodologie der Kindheitsforschung. (=Kindheiten. 16). Juventa Verlag Weinheim und München 1999

Der Juventa Verlag hat sich mit seiner von Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker herausgegebenen Reihe „Kindheiten“ um die Entwicklung der Kindheitsforschung im deutschsprachigen Raum äusserst verdient gemacht. Die in nur kurzem Abstand hintereinander erschienenen Bände 16 und 18 thematisieren in vielfältigen und grundlegenden Beiträgen methodische und methodologische Fragen der Kindheitsforschung. Die Herausgeber des einen und die Herausgeberin des zweiten verweisen in ihren Einführungen ausdrücklich auf das jeweils andere und sie tun das zu Recht. Zwar sind die „Botschaften“ der beiden Bände durchaus divergent und kontrovers, aber zusammen bieten sie einen umfassenden Ein- und Überblick über Gegenstand und Strategien, Methodologie und Methoden aktueller Kindheitsforschung, disziplinär und interdisziplinär, im deutschsprachigen Raum und im internationalen Bezug.

Einen vollständigen Überblick – auch nur – über die deutschsprachige Forschungsliteratur zur Kindheitsforschung zu behalten, ist kaum noch möglich, soviel und so vielfältig sind Forschungsaktivitäten und -publikationen in den beteiligten Wissenschaften, vor allem der Soziologie, der empirieorientierten Erziehungswissenschaft und der Psychologie, seit den frühen 80er Jahren. Aber erst heute liegt mit den beiden Bänden die Dokumentation einer grundlegenden methodologischen und methodischen Reflexion vor, zugleich Reflex auf eine schon früher begonnene Diskussion in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern und Selbstthematizierung der Kindheitsforschung in der deutschen Wissenschaftslandschaft.

Hintergrund für beide Bände ist eine Tagung des Deutschen Jugendinstitutes München im Jahre 1998, die unter dem Titel „Aus der Perspektive von Kindern“ stattfand. Der Begriff der Perspektive fin-

det sich denn auch auf beiden Buchcovern, allerdings unterschiedlich positioniert, einmal – bei Honig, Lange und Leu – im engeren Sinne des Wortes infragegestellt, also mit einem Fragezeichen versehen und zum Anlass von grundsätzlichen Überlegungen zur Methodologie der Kindheitsforschung genommen. Zum anderen bei Heinzel als Herausforderung an die Angemessenheit der Methoden verstanden: es geht um Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive.

Noch etwas fällt auf: Auf dem Cover des Buches von Honig, Lange und Leu hockt ein Erwachsener neben einem Kind und beide beobachten – sozusagen auf gleicher Augenhöhe und beide sehr ernst und ruhig in gleiche Richtung blickend – etwas ausserhalb des Bildes gelegenes. Anders auf dem Foto des Bandes von Heinzel. Hier hockt ein Kind auf einer Treppe, schaut mit vor Staunen aufgerissenen Mund auf etwas uns unbekannt bleibendes und stützt sich auf die Knie – wie um gleich aufzuspringen und bei dem Aufregenden mitzumischen. Vielleicht – vermutlich – wahrscheinlich sind diese Unterschiede ein Zufall, sie haben aber durchaus etwas mit dem unterschiedlichen Verständnis dessen, was da unter Perspektive verstanden wird, zu tun.

Das Buch von Friederike Heinzel kann zunächst wie ein Methodenhandbuch der Kindheitsforschung gelesen werden. Als solches ist es hilfreich – ja unverzichtbar, dokumentiert es doch mit den vielfältigen Aufsätzen, z.B. von Lipski, Fuhs, Kohl, Prenzel, Meister und Sander, sowie in Beispielen zu den unterschiedlichen Zugängen wie „Befragung und Gespräch“, „Beobachtung“, „Selbstzeugnisse“ und ihrer Anwendung in verschiedenen Bereichen die vielfältigen Erfahrungen und warnt vor typischen Fehlern. Hier kann der Leser sich einen Überblick verschaffen über das Methodenarsenal der Kindheitsforschung, die Probleme der Forschung mit Kindern und über Kinder aber auch den Reifezustand dieses sich relativ rasch entwickelnden Forschungsfeldes.

Vorbehalte der „erwachsenen“ Sozialforschung gegenüber der Kinder- und Kindheitsforschung nährten sich ja nicht nur aus dem – nunmehr weitgehend überwun-

denden – Vorbehalt gegenüber dem Kind als sozialen Akteur, sondern auch gegenüber der Anwendbarkeit akzeptierter sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden bei Kindern. Belege für erfolgreiche Zugänge liegen nach zwei Jahrzehnten zuhauf vor, der vorliegende Band gibt einen Überblick – allerdings auch über die Probleme und Grenzen der Zugänge und macht – noch – ungewöhnliche methodenpraktische Vorschläge, diese zu überwinden.

Diesem eher forschungspraktischen Teil des Buches werden einige grundsätzlichere Ausführungen zur Kinderforschung vorangestellt und dabei auf die im Jahr zuvor erschienene Publikation von Honig, Lange und Leu zu Fragen der Methodologie hingewiesen und reagiert. So wird darauf bestanden, dass es darum gehen müsse, ein wissenschaftlich kontrolliertes Verstehen von Kindern und ihrer Perspektive auf die soziale Welt zu ermöglichen, dass es eine Frage der richtigen Methoden und ihrer Anwendung sei und dass diese Fragen durch die Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen zwar schwierig aber keineswegs grundsätzlich unlösbar seien – was mit den vielfältigen Beispielen, die in den Band vorgeführt werden, plausibel gemacht werden soll.

Mit dem Band von Honig, Lange und Leu werden diese und andere grundsätzliche theoretische Positionen, forschungsstrategische Annahmen und Forschungsmethoden der Kindheitsforschung in ihrem Zusammenhang methodologisch befragt. Dabei wird die Grundforderung der Kindheitsforschung, die „Perspektive der Kinder“ in das Zentrum des Erkenntnisinteresse wie des methodischen Zugangs zu stellen, immer wieder neu kritisch hinterfragt.

Dabei wird von den Herausgebern in ihrer Einführung und von Honig in seinem eigenen Beitrag die „Perspektive des Kindes“ als unlösbar verbunden mit der generationellen Ordnung der Gesellschaft begriffen, d.h. mit spezifischen Machtstrukturen, zu deren Erhalt die Konstruktion von Kindheit und damit dessen, was wir „Kind“ nennen, vorausgesetzt wird. An diesem Konstruktionsprozess sind alle Gesellschaftsmitglieder beteiligt, auch die Kinder und

auch die KindheitsforscherInnen. Ausgangspunkt einer Methodologie der Kindheitsforschung wäre demnach, die Modi und Praktiken der Generierung von Kindheit als sozialer Tatsache zu begreifen und in die Forschungslogik zu integrieren.

Nun ist aber gerade diese generationelle Ordnung unserer Gesellschaft in raschem Wandel, wenn nicht in Erosion begriffen, sicher Anlass aber auch (wenn sicher nicht nur) Folge des aufklärerischen Impetus der Kindheitsforschung. In den Texten der Publikation werden vorrangig die Flexibilisierung der (Normal-)Lebensläufe, die Vorstellung von Minderjährigkeit und Mündigkeit und den Verständniswandel von Bildung hin zu Selbstbildung auch und gerade bei (kleinen) Kindern genannt. Hier werden Erosionsprozesse festgestellt, die auch vor den Kategorien „Kind“ und „Kindheit“ nicht haltmachen und die gesellschaftliche Ordnung, die – mehr als bisher gedacht – auf der Differenz von Generationen, der zwischen Kind und Erwachsenen beruhen, destabilisieren.

Das Wissen, Können, Handeln der Kinder, ihre „Perspektive“ generiert sich nach diesem Verständnis aus ihrer – als destabilisiert angenommenen – Position in der Generationenordnung. Sie kann nicht verstanden werden, ohne den Blick auf die allgemeinen sozialen Veränderungsprozesse und die damit verbundenen Perspektiven der Erwachsenen auf die Kinder – auch der der KindheitsforscherInnen.

In einer Reihe von Artikeln von Zinnecker, Kelle und Breidenstein, Schäfer, Ecarrius, Fuhs, um nur einige der ausgewiesenen KindheitsforscherInnen zu nennen, wird diese Ausgangsfrage in vielen Facetten an die Forschungspraxis und –ergebnisse kritisch herangetragen.

Insgesamt wird in den beiden vorliegenden Bänden ein bemerkenswertes Niveau methodologischer Diskussion und methodischer Klarheit erreicht. Kindheitsforschung verliert spätestens hier ihre – vielleicht längst überwundene aber immer wieder beklagte – Randständigkeit in der Sozialforschung.